

Stark gekürzt erschienen unter dem Titel ‚Subjekt‘ in: Anne Kwaschik, Mario Wimmer (Hg.), Von der Arbeit des Historikers. Ein Wörterbuch zu Theorie und Praxis der Geschichtswissenschaft, Bielefeld 2010, S. 197-202.

Reinhard Sieder

Subjekt / Subjektivierung / Selbstunterwerfung / Emanzipation

Zur Herausbildung des Subjekts der europäischen Moderne im 17., 18. und 19. Jh. lagen lange Zeit nur Skizzen vor, da die Geschichtswissenschaft und andere Humanwissenschaften bis ins späte 20. Jahrhundert ein *universales Subjekt* voraussetzten. Erst Michel Foucault schlug vor zu klären, wie sich das Subjekt „innerhalb der Geschichte konstituiert“, ein Subjekt, das „immer wieder neu von der Geschichte begründet wird.“ (Foucault 2002: 672) Inzwischen besteht über die Grundzüge der Geschichte des Subjekts der westlichen Moderne (und nur von diesem ist im Folgenden die Rede) annähernd Einigkeit: Seine fortlaufende Ausbildung erfolgte durch soziale, politische, wissenschaftliche, handwerkliche, technische u.a. Praktiken und Wissensordnungen.

Die städtischen Bürgerschaften der Renaissance, mit der die erste Moderne in Europa begann, brachten das Subjekt ‚in Bewegung‘. An den Universitäten fand (erstmalig seit der Antike) die Untersuchung (*enquête*) und das Studium der Schriften als Strategie der Selbst-Bildung statt und eine *longue durée* der Subjektivierung durch Bildung begann. Wo immer es möglich war, befreiten sich die den herrschenden Verhältnissen unterworfenen männlichen und weiblichen Subjekte aus beengenden Zwängen und Mängeln: So vor allem durch die Entwicklung von Werkzeugen, Maschinen, Techniken und Wissenschaften, von denen sie einige auch auf sich selber bezogen (Gehlen 1962/2004), aber auch durch die Imagination der diversen, sich emanzipierenden Künste von den noch nicht realisierten Möglichkeiten des Menschen. Die (Stadt-)Bürger*innen, ledige, verheiratete und verwitwete Männer und Frauen, aber auch zölibatäre Männer und Frauen in Klöstern sahen sich verpflichtet, ihre Fähigkeiten und Talente zu entfalten. Das erst im 17. und 18. Jh. zunehmend heterosexuell normierte Subjekt setzte sich von der spielerisch-freizügigen, höfisch-adligen Geschlechterkultur

ab („heterosexuelle Matrix“) (Butler 1990; Butler 2009). Besitzende und gebildete Männer orientierten sich am Modell des rechenhaften und planvoll investierenden Menschen, der das Erreichte nicht durch Launen und Leidenschaften oder Exzesse gefährden will und das Erworbene und Akkumulierte an seine weitergibt: Dies, so kann stark vereinfacht gesagt werden, ist die Gründungsphase eines bürgerlich-patriarchalen Subjekts westlichen Typs. Die abrahamitischen Religionen (Judentum, Christentum und Islam) lieferten dazu moralisch-ethische Anweisungen für beide Geschlechter und eine diese doch auch ethisch-moralisch differenzierende Moral. Die fast durchwegs männlichen Priester der abrahamitischen Religionen und die mit ihnen verbündeten weltlichen Herren legitimierten ein patriarchales Regime im adeligen, im städtischen und im bäuerlichen Haus. Als einzige Alternative blieb den Frauen für lange Zeit nur das Kloster, das später in Formen des karitativen Engagements für Arme und Kranke eine weltliche Fortführung fand. Bürger und Priester finanzierten, beherrschten und erzogen die ledigen und die verheirateten Frauen. Einen Sonderstatus genoss in städtischen Gemeinden der römisch-christlichen Welt die Witwe des Handwerkers oder des Kaufmannes, dies aber ‚nur‘ im Interesse des von ihr an einen nächsten Ehemann oder an einen Sohn zu tradierenden Kapitals.

Auch in einer derart groben Skizze ist es angebracht, idealtypische Modelle von vielfältigen Ausprägungen zu unterscheiden. Das hegemoniale Subjekt-Modell war männlich, das „andere“ oder „zweite“ Geschlecht (de Beauvoir, 1949/1968), das dominierte Subjekt-Modell war weiblich. Die dichotom und komplementär vergeschlechtlichten (sexuierten) Subjekt-Modelle wurden *in praxi* im Alltagsleben realisiert und gewannen hier bald den Anschein der Natürlichkeit. Neben den Religionen lieferten Literatur und Theater Modelle für die Lebensentwürfe und Autobiographien der bürgerlichen Männer und Frauen, insbesondere lernten sie hier, auf geschlechtsspezifische Weise zu lieben und zu kämpfen. Das Theater hielt den bürgerlichen Männern und Frauen den Spiegel vor. Andererseits: brachen Frauen aus dem Regime der bürgerlichen Ehe und des Bürgerhauses aus, wurden sie verstoßen wie Ibsens *Nora* oder Fontanes *Effi Briest*. Gegen die patriarchalen, kapitalistischen und klerikalen Besitzsicherung hatten weder die Phantasie noch die Kunst eine Macht. Die modern-bürgerliche Form der *Selbstunterwerfung und Emanzipation* (Eribon 2017, 38) förderte die Durchsetzung jener *Zweckrationalität*, die Max Weber für das

herausragende Merkmal der westlichen Moderne hielt. Reflektierte, ausdrücklich verhandelte und legitimierte Zwecke und Kalküle traten an die Stelle von Affekten, Gewohnheiten, Glauben und Traditionen. Ab dem 18. Jh. erfasste dieser *Rationalisierungsprozess* nicht nur die kapitalistischen Arbeitsverhältnisse und die Beziehungen in den Familien, sondern auch das Erleben, Fühlen und Denken jedes Einzelnen. In dieser Form der Subjektbildung, der *Subjektivierung*, die wirklich und wirksam wurde in jedem orts- und zeitkonkreten Moment ihrer Performanz, stellten sich *komplementäre* bürgerlich-männliche und bürgerlich-weibliche Subjekte her. Dass sie sich eine mündlich oder schriftlich verfasste Geschichte in Erzählungen gaben, förderte den Prozess der Subjektivierung.

*

Krise und Verfall dieses klassisch-bürgerlichen Modells vom Subjekt und dieser ‚Techniken‘ der Selbst-Subjektivierung in komplementären geschlechterspezifischen Formen setzten im späten 19. Jh. ein. Das klassisch-bürgerliche Subjekt behinderte die Modernisierung der Produktivkräfte im industriellen Kapitalismus der Hohen Moderne. Zunächst setzten in den 1820er Jahren und neuerlich in den 1910er und 1920er Jahren sehr kleine Avantgarden auf die Überwindbarkeit des binären Geschlechtermodells und der Subordination der Frau durch *Androgynität*: den Versuch, sich dem Mann körperlich und habituell anzunähern, um dem anerzogenen Leib-Gefängnis der Frau zu entkommen (u.a. im Typus der *garçonne*). Einen zweiten, vielleicht noch folgenreicheren Einbruch erlitt das bürgerlich-moderne Subjektmodell hinsichtlich seiner Geschlossenheit. Der enormen Beschleunigung und Vervielfachung des Personen- und Warenverkehrs nach dem Ersten Weltkrieg im Vorschein der fordistischen Produktionsweise (Gramsci 1934/1999) erschien eine plastischere Ausformung der Geschlechter und der Selbst-Entwürfe angemessener, dies allerdings bei hoher Selbstdisziplin und unverändert im Modell der monogamen Ehe und der (fordistisch) modernisierten Kleinfamilie. Der beschleunigte Wechsel der Moden und die Vervielfältigung der lebensgeschichtlichen Brüche verlangten erneut eine Neuinszenierung des männlichen und des weiblichen Selbst. Die Freudsche Psychoanalyse besprach die damit verbundenen Krisen als Pathologien der Hysterie u.a., brachte aber auch Träume, Sehnsüchte und Unbewusstes ins Spiel. Dies und die Tagträume und Imaginationen trieben die erneute Modernisierung der Subjekte und der

Subjektivierung zumindest ebenso an wie die bewussten, kognitiven und zweckrationalen Selbst-Entwürfe. Am Ende nahm die ökonomische und kulturelle Krise der Hohen Moderne bekanntlich dramatische politische Formen an: klerikal-autoritäre Diktaturen (Spanien, Österreich), Nationalsozialismus und Faschismus inszenierten einen letzten Aufmarsch der ‚klassischen‘ bürgerlich-modernen Geschlechterstereotype. Nach der Verwirrung der Geschlechterordnung im Zusammenbruch der alten Welt um 1918/19 (s. Stefan Zweigs Autobiographie, *Die Welt von Gestern*, 1942) stellten reaktionäre Kräfte – unter ihnen viele Männer, die in der alten patriarchalen Ordnung der Wirtschaft, des Militärs und der Kirchen erzogen worden waren – das patriarchale, autoritäre und paternalistische Mann-Modell im asketischen Soldaten, im Hausherrn, im Industriellen, im evangelischen Pastor (s. Hanekes Film *Das weiße Band*, 2009) und im katholischen Priester in Politik, Wirtschaft und Kirche wieder her. Dem entsprach das reaktionäre Gegenbild der bürgerlichen Frau: keusch, fleißig, opferbereit, tüchtig und treu, streng zu ihren Kindern und Dienstboten. Nach dem Zerfall der autoritären und faschistischen Regime und angesichts ihrer Verbrechen schien das autoritäre, bipolare Geschlechter-Modell nachhaltig diskreditiert, tauchte aber in den 1990ern in neo-nationalistischen Kriegen und Konflikten auf dem Balkan, in Ungarn, im Baltikum und anderswo wieder auf. In rechtsextremen Milieus hatte es immer Konjunktur.

*

In den 1950er Jahren trat in europäischen Ländern (mit deutlicher Verspätung gegenüber den USA) das fordistische Konsum-Subjekt des neuen und stark angewachsenen Mittelstandes auf den Markt der Beziehungen. Es konsumierte, was es massenhaft selber produzierte (manuell und kognitiv, stets auch leiblich) es betrieb Handel mit seinen Produkten und mit sich selbst, und es entwickelte dazu auch eine säkulare, weltzugewandte Moral, die durch den Anspruch auf Konsum und Genuss wie die Verpflichtung zu Leistung und Disziplin bestimmt war. Ab den 1960er Jahren wurde das fordistische Subjekt in fordistischen Kleinfamilien (Gramsci 1934/1999) zunehmend aufwändiger erzogen, ausgebildet und instruiert. Als es die ersten NC-Maschinen in den Fabriken zu bedienen vermochte und in den Büros der Industrie- und Handelsunternehmen und in den Banken und Geschäften EDV-generierte Tabellen las, war klar, dass es sich auch in dieser fordistischen Epoche auf neue Weise an seine Maschinen band: der Leib als Interface einer Technowelt. Mädchen und Frauen zogen

bildungspolitisch mit den Burschen und Männern gleich und überholten sie Ende der 1970er Jahre in der Anzahl der Abschlüsse zertifizierter höherer Bildung. Dies änderte aber noch nichts oder nur wenig an den ungleichen Chancen auf den Arbeitsmärkten und der Benachteiligung von Frauen im Lohngefüge, wo sich der Gender-Gap in den großen Krisen regelmäßig weitete. Ein verstörender Seiteneffekt trat auf, wenn sich Männer durch Prozesse der Technisierung und Bildung beider Geschlechter depotenziert oder von Frauen konkurrenziert fühlten: Hier blieb oder wuchs sexuelle und sexualisierte Gewalt gegen Frauen eine verzerrte Erinnerung an alte Privilegien und Vorrechte.

Die patriarchale Ordnung des Hauses bleibt über diese Prozesse der Veränderung des Subjekts nicht unverändert, aber sie bleibt bestehen. Sie ist auch der modernisierten, fordistischen Kleinfamilie eingeschrieben, denn deren politisch-ökonomische Funktion ist die Aufrechterhaltung der sexuellen und der Geschlechter-Disziplin gerade auch im neuen, relativen Wohlstand der Arbeitskräfte. Die sexuelle Ordnung ist der ökonomischen Ordnung immanent. Erwerbsarbeit und Konsum bestimmen den Marktwert und das Ansehen des leistungsfähigen Menschen. Dies ist der Grund, warum auch der fordistische Konsum ein ostentativer Status-Konsum ist. In der fordistisch-kapitalistischen Produktionsweise bedienen sich beide Geschlechter dieses ostentativen Konsums. Aber deshalb schwindet die Machtdifferenz der Geschlechter nicht. Auch wenn die zweite oder neue Frauenbewegung ab den frühen 1970er Jahren einen geschlechterpolitischen Diskurs initiiert, der die Gleichberechtigung von Mann und Frau in Bildung, Ausbildung, Arbeit und Konsum verlangt und partiell auch realisiert, aber auch die wachsende Selbst-Verpflichtung beider Geschlechter zur beruflichen und zur reproduktiven Leistung geltend macht, ändert sie zwar etwas an der Etikette des Umgangs, aber nicht an der Machtdifferenz. Das politische Postulat einer „Geschlechterdemokratie“ sieht die Prüfung des individuellen Handelns und der primären Beziehungen (zwischen heterosexuellen Partnern, zwischen Eltern und Kindern, Schülern und Lehrern, Unternehmern und ihrer Belegschaft usw.) nach der Kategorie der ‚Partnerschaft‘ vor. Doch bleibt diese Partnerschaft, ähnlich der sog. Sozialpartnerschaft von Unternehmern und Arbeitnehmern, eine Partnerschaft ungleich mächtiger Partner. Die Machtdifferenz, die kulturell und symbolisch, alltagspraktisch und ökonomisch begründet ist, lässt eine egalitäre Partnerschaft nicht zu. Dies gilt nicht

nur für heteronormale Paare, es gilt für alle sexuellen Orientierungen und für alle Konstellation der Lebenspartner und für alle Derivate der modernen Kleinfamilie: die Alleinerzieherin, das Patchwork, das Living apart together u.a.m. (Sieder 2008).

*

Der ab Mitte oder Ende der 1980er Jahre durchgesetzte Neoliberalismus, die Ideologie der post-fordistischen Produktionsweise, lockert die Bindung des Subjekts an einen Lebensberuf und an seine angestammten Sozietäten (Familie, Betrieb, Partei, Gewerkschaft, Verein, Religionsgemeinschaft u.a.). Patriarchale und paternalistische Grundzüge im Familien-, Berufs- und Arbeitsleben und in der Politik verschwinden damit nicht. Männer und Frauen nehmen folglich gleichzeitig an zunehmend disperaten und in sich widersprüchlich verfassten sozialen Systemen teil. Auch deshalb kommen sie mit einer einzigen Gestalt oder Form ihrer Subjektivität nicht mehr aus: Sie wechselten nach Ort, Zeit und Gelegenheit ihre post-moderne Selbst-Gestalt (*Polyphrenie*, Gergen 1996). Zugleich und unvermeidlich schwächt sich ihre Identifikation mit Orten, Institutionen und Personen tendenziell ab. Überall ist mehr Rollendistanz und Ambiguitätstoleranz gefragt (Krappmann 1969/2005).

Die Arbeitsbeziehungen werden noch *zweckrationaler* als sie in der hohen Moderne schon durchschnittlich waren. Unternehmer*innen und Manager*innen, aber auch Lohnabhängige und ‚Selbstunternehmer‘ zeigen sich nicht bereit, Verantwortung für nachhaltige Entwicklungen zu übernehmen. Ihre riskante ökonomische Existenz oder ihre Prekarität lassen das nicht zu. Kurzfristige, spielerisch-experimentelle, hoch riskante Strategien, deren Auswirkungen nicht immer vorherzusehen sind, kennzeichnen das Subjekt und verursachen seine wiederkehrenden Abstürze in den Karrieren, erzwingen häufigere Jobwechsel und hohe Mobilität, die sich nicht immer mit den privaten Beziehungen und Bindungen – etwa an Kinder – vereinbaren lassen. Die mit der Forderung nach Marktförmigkeit noch weiter verstärkte Neigung zur Selbst-Ästhetisierung führt zur *Juvenalisierung* der Erwachsenen und zu einer Reihe von Körpertechniken, die das Subjekt ästhetisieren: von Fitness über Wellness bis zur Schönheitschirurgie: durchaus mühevoll Arbeiten an sich selbst.

Das Modell der romantischen Liebe in der festen Beziehung (eine Erfindung des modernen Bürgertums und der christlichen Kirchen um 1800) pluralisiert sich. Formen der Hetero- und homosexuellen Liebe werden mit der Trennbarkeit der Ehen in Serie

oder in gleichzeitiger Polyamorie erlebbar und verbinden sich mit dem arbeitsmoralischen Auftrag, sich zu diesem vermeintlich ganz privaten Zweck körperlich, psychisch und sexuell bis ins höhere Alter fitt zu halten. Das Subjekt der späten Moderne konstituiert sich in häufiger wechselnden Beziehungen. Damit wird auch seine personale Identität zunehmend prekär und in kürzeren Zyklen einer De- und Restabilisierung modifiziert. Es ist nicht mehr aufgerufen, derselbe / dieselbe zu bleiben, sondern sich immer wieder zu verändern und zu adaptieren, Neues zu lernen (Sieder 2008). Auch dies geschieht aus intrinsischen Motiven *und* zu dem Zweck, leistungs- und konsumfähig, markttauglich „im Geschäft“ zu bleiben.

*

Die Sozial- und Kulturwissenschaften beschreiben und besprechen all dies nicht nur aus der Distanz. Es gibt keinen Stand- oder Sehepunkt außerhalb der Welt, von dem sich solches leisten ließe. Alle Humanwissenschaften des 19., 20. und 21. Jahrhunderts waren und sind intellektuelle und geistes-handwerkliche *Produktivkräfte* in den skizzierten Prozessen.

Die Subjektphilosophie der frühen Moderne verkündete die *Autonomie des Subjekts*. Dieses Subjekt schien seine Grundlage in sich selber zu haben, galt – auch in bürgerlicher Auseinandersetzung mit christlichen und jüdischen Theologien und mit der Raison adeliger Clans – als Instanz seines eigenen Denkens und Handelns im Privatleben, in Wirtschaft und Politik. Die Subjektphilosophie wirkte bis ins 20. Jh., prägte die bürgerliche Vorstellung vom Subjekt als unteilbarem und selbstverantwortlichem *Individuum* und war in die große Erzählung der westlichen Moderne eingebunden: Der Mensch emanzipiere sich aus nicht mehr notwendiger Herrschaft und Abhängigkeit – die große Erzählung der westlichen Moderne. Daran setzte in den 1920er und 1930er Jahren philosophische Kritik, in den 1960er und 1970er Jahren auch die Kritik der Strukturalisten und Poststrukturalisten an, von denen einige etwas voreilig oder auch nur begrifflich schlampig „den Tod des Subjekts“ verkündeten. Soziologie, Sozial- und Kulturpsychologie und Psychoanalyse formulierten Versionen des interagierenden Selbst (Mead 1934/1968). Das Subjekt galt nicht mehr als Herr (sic!) im eigenen Haus, es schien *dezentriert*: Frühe Linguistik, Semiotik und Strukturalismus machten deutlich, dass es nur im System der *langue* denken und sprechen kann. Die Grenzen der Sprache seien die Grenzen seines Denkens (Peirce

1967). Der Symbolische Interaktionismus machte seine grundlegende Einsicht beinahe populär: Der Mensch handle gemäß ‚seinen‘ von ihm selbst gesetzten Bedeutungen, diese Bedeutungen aber müsse er in Interaktion mit Anderen deuten und interpretieren (Blumer 1969/1973). Ein zunächst stark deterministischer und ahistorischer Strukturalismus stellte mit aller Geschichte auch die Menschen ruhig und ‚reduzierte‘ sie auf sprachliche Dichotomien anwendende sprechende Puppen. Die post-strukturalistische Kultursoziologie der 1970er Jahre reagierte auf diesen Strukturalismus kritisch und bestimmte das Subjekt aus der Akkumulation seiner wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Kapitalien und aus seiner Lage und Stellung in jenen Feldern, in denen sich das Subjekt als Akteur*in handelnd bewegt (Bourdieu u. Wacquant 1996). Die Diskurstheorie war und ist deutlich weniger antihumanistisch als der frühe Strukturalismus, allerdings problematisch, wenn sie außerhalb des Diskurses keine materiellen Kräfte anerkennt. Ihre große Leistung ist die Einsicht, dass Menschen in ihren Diskursen sagen, was zu einer Zeit und in einer Kultur gesagt werden kann. Immerhin ist das ein historisches Subjekt, das zwar nicht frei ist, aber sprechend interagieren und performativ (handelnd, gestaltend und vorführend) auftreten kann (Foucault 1972/1974). Nach der post-strukturalistischen Wende scheint es wieder wichtig, wie das den Verhältnissen und der vorgefundenen Sprache unterworfenen Subjekt in seiner jeweiligen kulturellen und ökonomischen Verfassung denkt, fühlt und spricht und den herrschenden Redeweisen und Machtverhältnissen *widersprechen* kann (Foucault 1991; Irigaray 1974/1980), nicht zuletzt wie es politisch spricht, empfindet und handelt und damit an politischen Prozessen beteiligt ist (Laclau 1996/ 2002; Laclau u. Mouffe 1985/2001). – Zusammenfassend können nach dieser flüchtigen Skizze drei Perioden der humanwissenschaftlichen Konstruktion des menschlichen Subjekts der westlichen Moderne unterschieden werden:

a) *Dezentrierung des Subjekts in den ‚klassischen‘ Sozialwissenschaften*: Im Denken der soziologischen Klassiker des 19. und 20. Jhs. (Marx, Durkheim, Simmel, Weber, Parsons) stand das Subjekt der Gesellschaft *gegenüber* und sah sich gezwungen, hegemoniale Werte, Normen und Bedeutungen anzuerkennen und die ihm zugeordneten und zugewiesenen Rollen einzunehmen. Das Subjekt sei, so die Prämisse, nicht ‚frei‘ (im Sinne der klassischen Subjektphilosophie, s.o.), sondern gesellschaftlich

determiniert. Bis zur umstrittenen Wende zu einer *Condition postmoderne* (Lyotard 1982/1994) nahmen Sozialwissenschaften maßgeblich an der großen Erzählung von der Emanzipation des Subjekts teil. Diese erfolge durch Prozesse der Autonomisierung und Individualisierung (Honneth 1994), aufgeklärte Kommunikation und Diskursethik (Habermas 1983) und die Expansion der ‚Optionen‘ auf Kosten der ‚Ligaturen‘ (Dahrendorf 1958/1977).

b) Dezentrierung des Subjekts in den ‚verstehenden‘ Sozialwissenschaften: Gegen die Opposition von Subjekt und Gesellschaft in der klassischen Sozialwissenschaft wandten sich zunächst und als erste phänomenologische Philosophen und Soziologen (Merleau-Ponty 1945/1966, Schütz 1932/1974; Luckmann 1980), sowie zeitnah die Exponenten des Symbolischen Interaktionismus, des Strukturalismus und des Poststrukturalismus, unter diesen vor allem Soziologen, Philosophen und Ethnologen bzw. Anthropologen. In der nicht geringen Vielfalt der poststrukturalistischen Denkweisen steht das Subjekt der Gesellschaft nicht *apart gegenüber*, sondern es gilt als sozialer und reflexiver, wenn auch „imperfekter“ Mit-Konstrukteur von Gesellschaft (Bourdieu 1996 u.a.). Das Subjekt sei durch die Dynamik des neoliberalen Kapitalismus aus mächtigen Traditionen der Moderne „entbettet“ worden und dazu verurteilt, seine Deutungen und Handlungsorientierungen – bei wachsender Abhängigkeit von staatlichen und kommunalen Systemen – vorzunehmen (Giddens 1984/1988). Dies wird u.a. als die Zweigesichtigkeit der „Individualisierung“, d.h. eines Subjekts bzw. Akteurs mit höherer „Agency“, aber auch „riskanten Freiheiten“ (Beck u. Beck-Gernsheim 1994) beschrieben.

c) Dezentrierung des Subjekts in den ‚neuen‘ Kulturwissenschaften: Die so etwas unscharf und sogar irreführend bezeichneten Wissenschaften (als wären sie keine Sozialwissenschaften) haben bislang zwar, so weit ich sehe, keine eigenen oder eigenständigen Subjekttheorien hervorgebracht, rezipieren aber jene der klassischen wie der qualitativen und ‚verstehenden‘ Sozialwissenschaften (s.o.), um darauf ein multidisziplinäres kulturwissenschaftliches Programm zu begründen: Typische Fragen dieses Programms sind: „In welchen sozialen Praktiken und Technologien des Selbst zieht der Einzelne einen ‚reflexiven Habitus‘ in sich heran (z. B. Routinen der

beruflichen oder partnerschaftlichen Selbstbefragung)? Was ist der kulturelle ‚Andere‘ des reflexiven Subjekts (...)? Inwiefern überschneiden sich in diesem kulturell verbindlichen Subjektmodell unterschiedliche, widersprechende kulturelle Codes (...)? Statt das reflexive Subjekt vorauszusetzen, wird es dann als Produkt hochspezifischer *kultureller Subjektivierungsweisen* sichtbar.“ (Reckwitz 2008: 16)

Die sog. neuen Kulturwissenschaften beanspruchen also, den sozialwissenschaftlichen Subjekttheorien die empirische Rekonstruktion der kulturellen Produktion von Subjektivität – und einer zeit- und ortskonkreten Performanz des Subjekts – hinzuzufügen. Insofern wird nach dem idealistischen und freien Subjekt der klassischen sozialwissenschaftlichen Theorie und dem determinierten (oder gar für „tot“ erklärten) Subjekt des Strukturalismus das poststrukturalistische Subjekt als Akteur*in denkbar und besprechbar: Es scheint eines zu sein, das sich selbst und seine Welt – wie unfrei und imperfekt immer – handelnd mit erzeugen muss.

Zitierte Literatur:

Beauvoir 1968, Simone Beauvoir, (1949) Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau, Hamburg 1968.

Beck u. Beck-Gernsheim 1994, Ulrich Beck u. Elisabeth Beck-Gernsheim, Hg., Riskante Freiheiten, Frankfurt a. M. 1994.

Blumer 1969/1973, Herbert Blumer, Der methodologische Standort des Symbolischen Interaktionismus (1969), in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, Hg., Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Band 1: Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie, Reinbek bei Hamburg, Rowohlt 1973.

Bourdieu u. Wacquant 1996, Pierre Bourdieu u. Loïc J. D. Wacquant, Reflexive Anthropologie, Frankfurt a. M. 1996.

Butler 1990, Judith Butler, Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt a. M. 1990.

Butler 2009, Judith Butler, Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen, Frankfurt a. M. 2009.

Cassirer 1925/1994, Ernst Cassirer, Philosophie der symbolischen Formen. Zweiter Teil: Das mythische Denken, 1925, 9. unveränderte Auflage, Darmstadt 1994.

Dahrendorf 1958/1977, Ralf Dahrendorf, Homo sociologicus. Ein Versuch zur Geschichte, Bedeutung und Kritik der Kategorie der sozialen Rolle, Opladen 1977.

Eribon 2017, Didier Eribon, Gesellschaft als Urteil. Klassen, Identitäten, Wege, Berlin 2017.

Foucault 1972/1974/1991, Michel Foucault, L'ordre du discours, Paris 1972, deutsch: Die Ordnung des Diskurses, München 1974, Frankfurt a. M. 1991.

Foucault 2002, Michel Foucault, Die Wahrheit und die juristische Form, in: ders., Dits et Ecrits. Schriften. Zweiter Band, Frankfurt a. M. 2002, 669-792.

Gehlen 1962 / 2004, Arnold Gehlen, Technische Zivilisation, in: ders., Gesamtausgabe. Die Seele im technischen Zeitalter und andere soziologische Schriften und Kulturanalysen, Frankfurt a. M. 2004, 141-213.

Gergen 1996, Kenneth J. Gergen, Das übersättigte Selbst. Identitätsprobleme im heutigen Leben, Heidelberg 1996.

Giddens 1984/1988, Anthony Giddens, The Constitution of Society. Outline of the Theory of Structuration, Cambridge 1984; deutsch: Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. Mit einer Einführung von Hans Joas, Frankfurt a. M. u. New York 1988.

Gramsci 1999, Antonio Gramsci, Gefängnis Hefte Band 9, hg. v. Peter Jehle, Klaus Bochmann u. Wolfgang Fritz Haug, Hefte 22 bis 29, Heft 22 (V) 1934, §§1-16: Amerikanismus und Fordismus, 2061-2102.

Habermas 1983, Jürgen Habermas, Diskursethik – Notizen zu einem Begründungsprogramm, in: ders., Moralbewußtsein und kommunikatives Handeln, Frankfurt a. M. 1983, 53-126.

Honneth 1994, Axel Honneth, Aspekte der Individualisierung, in: ders., Desintegration. Bruchstücke einer soziologischen Zeitdiagnose, 20-28, Frankfurt a. M. 1994.

Irigaray 1974/1980, Luce Irigaray, Speculum. Spiegel des anderen Geschlechts, Frankfurt a. M. 1980.

Krappmann 1969/2005, Lothar Krappmann, Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen, 10. Auflage, Stuttgart 2005.

Laclau 1996/2002, Ernesto Laclau, Emanzipation und Differenz, Wien 2002.

Laclau u. Mouffe 1985/2001, Ernesto Laclau u. Chantal Mouffe, Hegemony and Socialist Strategy. Towards a radical democratic politics, London / New York 2001.

Luckmann 1980, Thomas Luckmann, Lebenswelt und Gesellschaft. Grundstrukturen und geschichtliche Wandlungen, Paderborn u.a. 1980.

Lyotard 1982/1994, Jean-François Lyotard, La condition postmoderne, deutsch: Das postmoderne Wissen, Wien 1994.

Mead 1934/1968, George Herbert Mead, Mind, Self and Society from the Standpoint of a Social Behaviorist, Chicago 1934, deutsch: Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus, Frankfurt a. M. 1968.

Merleau-Ponty 1945/1965, Maurice Merleau-Ponty, Phänomenologie der Wahrnehmung, Berlin 1965.

Peirce 1967, Charles Sanders Peirce, Schriften I, Frankfurt a. M. 1967.

Reckwitz 2008, Andreas Reckwitz, Subjekt, Bielefeld 2008.

Schütz 1932/1974, Alfred Schütz, Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie, Wien 1932, Frankfurt a. M. 1974.

Sieder 2004, Reinhard Sieder, Die Rückkehr des Subjekts in den Kulturwissenschaften, Wien 2004.

Sieder 2008, Reinhard Sieder, Patchworks – das Familienleben getrennter Eltern und ihrer Kinder, Stuttgart 2008.

Zweig 1942, Stefan Zweig, Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers.